

Eine Literaturgeschichte Österreichs. Erste unvollständige Fehlerliste. In: *Literatur und Kritik*, November 1996, S. 83–85.

Daß eine *Literaturgeschichte Österreichs*, wie es im Vorwort heißt, bislang öfters geplant, viermal unternommen, aber nur dreimal abgeschlossen wurde, ist ein Faktum. Was die nun vorliegende, in einem Band von Herbert Zeman herausgegebene Literaturgeschichte soll, steht in einem Satz zu lesen: „Ein Überblick über das große literarische Terrain für den allgemein interessierten und für den fachspezifisch ausgebildeten Leser war das Ziel.“ Doch die Freude darüber, daß man sich „endlich“ eine handliche Literaturgeschichte Österreichs anschaffen kann, ist erheblich getrübt. Das erst recht, wenn man bedenkt, welchen Absatzmarkt es für eine solche gibt. Das Werk richtet sich ja laut Klappentext auch an Studierende und Lehrende. Aber können sie sich auf dieses Werk verlassen? Ich meine: nein. Jeder, der eine literarhistorische Arbeit vorlegt, setzt sich der Kritik aus. Problematisch scheint mir von vornherein die „Einteilung“ des 20. Jahrhunderts. „An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“ (Zeman, S. 377–441) erweist sich in der Praxis als Metapher, als wenig differenziertes Sammelbecken. Ohne jede Begründung oder Erläuterung wird die Zwischenkriegszeit taxfrei als „Übergangsepoche“ bezeichnet. Entweder vergißt der Benutzer das gleich wieder, weil wohl jede Periode in der Literaturgeschichte eine „Übergangsepoche“ war oder ist, oder er fragt vergeblich, was das soll. Alles, schließlich, was sich „seit 1938“ unter österreichischen Autoren getan hat, als „österreichische Exilliteratur“ zu subsumieren, ist Verdrängung und grobe Verfälschung. Daß das Exil für österreichische Autoren erst „seit 1938“ Gültigkeit hatte, kann man seit Jahrzehnten nicht mehr aufrechterhalten.

Die einzelnen Abschnitte, von denen hier die Rede sein soll (Zeman, Walter Zettl, Joseph Strelka) sind methodisch uneinheitlich und inhaltlich nicht aufeinander abgestimmt. Das führt zu störenden Wiederholungen, sei es von Lebensdaten, Werktiteln oder sonstigen Informationen, von Abweichungen ganz zu schweigen. Beispiel: Robert Musil. Er wird zuerst bei Zeman (437) vorgestellt. Daß *Die Portugiesin* eine der Novellen im Band *Drei Frauen* (1924) ist, erfährt man nicht. Musil war zwar „ausgebildeter Naturwissenschaftler“ (437), er studierte aber auch Philosophie und promovierte

nicht 1909, sondern am 14. März 1908 – in Berlin. Wo Musil im *Törleß*-Roman sich als „unerbittlicher Naturbeobachter“ (437) erweist, geht nicht aus dem Text Musils hervor. Es kommt aber schlimmer. Bei Zeman (438) heißen die Novellen *Vereinigungen* (1911), und die Posse *Vinzenz* ist 1924 erschienen. Bei Zettl (445) liest man *Die Vereinigung* (sic) und bei *Vinzenz* 1923. Und die erste Novelle der *Vereinigungen* heißt bei Zettl fälschlich *Vollendung der Liebe*. Er läßt Musil den *Törleß* im Jahre 1903 „verfassen“, obwohl dies erst den Beginn darstellt, und wie Musil „den traditionellen (*welche* Tradition?) Aufbau“ hier „beibehalten“ konnte, wird ein Rätsel bleiben. Nicht nur Musil wird gleich dreimal behandelt, auch Hofmannsthal, Kafka und Rilke kommen ohne interne Abstimmung zu Ehren. Daß die Exilzeit inzwischen zu den am intensivsten erforschten Gebieten zählt, lernt man aus Strelkas Ausführungen über die österreichische Exilliteratur nicht. Dieser Abschnitt kommt praktisch ohne die reichhaltige Forschungsliteratur aus. Was hier im Besonderen (und anderswo auch) geboten wird, ist genau das Gegenteil von dem, wovon im Vorwort die Rede ist: „... Jahrzehnte einer ausgebreiteten und tiefdringenden Forschung, die für alle Jahrhunderte österreichischer Literaturentwicklung neue Erkenntnisse, Entdeckungen und Perspektiven brachte.“ Die tiefdringende Forschung wird aber von Strelka gleich zu Beginn pauschal für wertlos befunden. Tenor: andere verstehen nichts vom Thema. Statt dessen werden dem Leser Auflistungen serviert, die eher den Charakter eines Telefonbuchs ohne Telefonnummern haben. Wird der Leser in den Abschnitten von Zeman und Zettl dank unnötiger Wiederholungen mit Lebensdaten der Schriftsteller geradezu verwöhnt, so gibt es bei Strelka gar keine. Aber selbst bei Zeman und Zettl ist die Kenntnisnahme der im Vorwort gepriesenen reichhaltigen Sekundärliteratur stark beschränkt und selektiv. Im Anhang werden bisweilen „neuere“ Forschungsergebnisse bibliographiert, aber in den einzelnen Abschnitten sind sie unbekannt. Das verstärkt nicht nur den Eindruck, daß die Beiträge länger herumgelegen sind. Das macht sich auch bei den zitierten Lebensdaten bemerkbar. Man müßte meinen, es gäbe eine Reihe von Autoren, die, obwohl mindestens schon 20-30 Jahre tot, im Alter von 120 und mehr Jahren noch unter uns sind. Ein weiteres Beispiel von falschen Informationen liefern die Ausführungen über Hugo Bettauer. Auf S. 453 gibt Zettl als Daten „(1877-1923)“

an, obwohl der Rezensent in einer 1978 (!) publizierten Studie, die hier nicht vorkommt, sie auf „1872–1925“ korrigierte. Die Ungenauigkeit wird aber ärger. Man erfährt (ohne Datumsangabe), daß Bettauer „Herausgeber der Periodika *Wochenschrift für Lebenskultur und Erotik* sowie (sic!) *Er und Sie*“ war. Dabei ist *Er und Sie* der Titel der Zeitschrift und das *andere* Periodikum gar deren Untertitel. Auf S. 453 stirbt Bettauer 1923, auf S. 456 wird er 1925 erschossen. Den Germanisten Josef Nadler, der in seiner Literaturgeschichte den Mord an einem Schriftsteller (die Ermordung Bettauers) gutheißt, als Werturteil über den Autor hier zu zitieren, ist nicht nur deplaziert, es ist geschmacklos und hat in einer Literaturgeschichte unserer Tage nichts zu suchen. Otto Kar Kernstock (und über ihn informiert zuvor Zeman) wird von Zettl als Verfasser der *Deutschösterreichischen Volkshymne* gefeiert (449 und wieder auf 457!), aber das, wofür Kernstock-Plätze in den letzten Jahren in Österreich umbenannt wurden, bleibt ungesagt. Der Beitrag von Zettl (dazu sein einleitender Satz) will im schlechtesten Sinn politikfrei bleiben. Es gilt, wird betont, „Maßstäbe später erworbener Erfahrungen beiseite zu lassen, um nicht in die Rolle weltanschaulicher Inquisition zu verfallen“ (443). Da müßte man daraus folgern, daß in der Zeit zwischen 1933 und 1945 aus damaliger Sicht der Nationalsozialismus eine gute Sache gewesen war. Dafür aber werden die Ausschreitungen im Juli 1927 in Wien nach dem Schattendorfer Prozeß (er wird hier gar nicht erwähnt) als „Julirevolution“ bezeichnet, was noch niemandem bisher eingefallen ist. Wäre der Autor weltanschaulich inquisitorisch gewesen, dann hätte er die Vaterländische Front nicht als „damals staatstragende Organisation“ überbewerten können. Relevante Forschungsliteratur wird überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Daß nach der sogenannten Machtergreifung der Nazis in Deutschland zwischen den beiden großen Parteien in Österreich die große Eintracht ausgebrochen wäre, ist eine etwas kühne Andeutung (459) und spielte für die Literatur ohnehin keine Rolle. Bücherverbote im Ständestaat in dieser Darstellung leider auch nicht. Die Österreichischen Staatspreise für Literatur ab 1934 zu erwähnen, einige Juroren zu nennen und dann nicht zu verraten, wer die Preisträger waren und was dies für das Bild der österreichischen Literatur zu bedeuten hatte, entwertet die Informationen. Von einem „österreichischen PEN-Zentrum“ im Jahre 1933 zu sprechen, ist falsch (461). Grete von Urbanitzky (falsche Daten, 450) als offizielle Delegierte beim PEN-Kongreß in Ragusa

zu erwähnen und den Namen Felix Salten, der auch offizieller Delegierter war, zu verschweigen, macht die Darstellung unvollständig. Auch die Daten von E.P. Tal, J.A. Lux und Fritz Glückselig sind falsch. Und daß drei der vier Angaben zu Werken Ödön von Horváths falsch sind und Nestroys Geburtsjahr nicht stimmt, zeugt nicht von genauer Recherche, runden aber das Bild ab. Eine Liste der sonstigen Sachfehler ließe sich beliebig fortsetzen. Diese Literaturgeschichte ist, zumindest was die Kapitel über das 20. Jahrhundert betrifft, nicht zu empfehlen.

Murray G. Hall